

INSTITUT FÜR HERMENEUTISCHE SOZIAL- UND KULTURFORSCHUNG E.V.

Axel Jansen/Ulrich Oevermann

Dezember 2005

Die Wiederherstellung der amerikanischen Krisengemeinschaft als Folge der Anschläge vom September 2001

1. Welche Rolle spielen die Anschläge vom September 2001 für das „Conscience collective“ der USA?

In der deutschen Öffentlichkeit herrschte bereits in den Monaten vor dem Irak-Krieg Übereinstimmung darüber, daß die Motivation für das absehbare militärische Vorgehen der USA nur in zweiter Linie mit der Gefahr zusammenhing, die der Irak darstellte. Es ergibt sich die Frage, wie man erklären muß, daß diese Gefahr just im Laufe des Jahres 2002 zu einem relevanten Thema erklärt wurde. Es waren nicht Kriegspläne des Irak, die hierzu Anlaß gaben. Das Vorgehen der USA steht vielmehr, sofern man nicht ohnehin von einer langfristigen Planung dazu ausgehen muß, kurzfristig im Zusammenhang mit den Anschlägen am 11. September 2001. In Reaktion auf sie erklärte der amerikanische Präsident George W. Bush, vom Irak gehe Gefahr aus, weil dort terroristische Anschläge vorbereitet oder unterstützt werden. Bis auf zweifelhafte Hinweise auf ein Treffen von Abgesandten des Iraks mit Mitgliedern der Terrorgruppe Al Quaida konnten vor dem Krieg keine weiteren Belege dafür vorgelegt werden, daß sich die Situation gegenüber den Vorjahren plötzlich verändert hatte und ein unverzügliches Einschreiten unabwendbar geworden war. Weder die amerikanische noch die europäische Öffentlichkeit reagierte auf diese Entwicklung mit der Forderung, daß diese Verbindung des Irak zu Al Quaida näher erläutert und offengelegt werde. Stattdessen schob sich eine schon ältere Frage ins Zentrum der Aufmerksamkeit, inwiefern nämlich der Irak Massenvernichtungswaffen herstelle oder bereithalte. Abgesehen davon, daß dies auch ohne die Anschläge am 11. September 2001 eine wichtige Frage gewesen wäre, und angesichts der inzwischen vorliegenden Evidenz dafür, daß auch damals alles gegen diese Annahme sprach, liegt die Einschätzung nahe, daß die neuerliche Virulenz dieser Frage mit diesen Anschlägen in einem Zusammenhang stand. Offen jedoch scheint die Motivation dafür, warum die amerikanische Regierung einen solchen Zusammenhang just zu diesem Zeitpunkt herstellte. In der deutschen Öffentlichkeit wurde immer wieder die These vertreten, für das Vorgehen gegen den Irak seien letztlich wirtschaftliche Interessen führend gewesen und die amerikanische Regierung habe landeseigenen Konzernen durch einen Krieg gegen den Irak Vorteile sichern wollen. Diese Argumentation weist Parallelen zur Kritik am zweiten Golfkrieg von 1991 auf. Sie relativiert die Rele-

vanz der Ereignisse vom September 2001. Damit aber wäre der Zeitpunkt des erneuerten Interesses am Irak nicht erklärt. Selbst wenn es bereits langfristige Planungen – aufgrund welcher Interessen auch immer – gegeben haben sollte: Wieso konnte in diesem Fall die Bush-Regierung nun mit politischer Unterstützung für eine „Intervention“ im Irak rechnen?

Welche Rolle könnten die Anschläge vom 11. September 2001 spielen? Nicht zuletzt in der amerikanischen Öffentlichkeit selbst wurde von Intellektuellen bemerkt, daß eine kritische Diskussion über die Reaktion der Regierung auf die Anschläge nicht stattfand und nicht stattfindet oder sich zumindest nur äußerst zögerlich entwickelt.¹ Die Anschläge hatten zunächst durchgehend den Effekt, Kritik an der Politik der Regierung als mangelnde Loyalität in einer Zeit nationaler Bedrängnis zu brandmarken, in der das Land patriotisch zusammenstehen sollte. Es ergab sich der Eindruck, daß die Anschläge zumindest mittelfristig (und wahrscheinlich je nach subjektiver Nähe zur Ostküste mit zunehmender Intensität) eine folgenreiche Verunsicherung verursacht haben, denn nur unter dieser Bedingung könnte eine kontroverse Debatte als gefährlich wahrgenommen werden.

2004 hat sich diese Stimmung insofern verändert, als in der amerikanischen Presse, etwa im Zusammenhang mit dem Verhalten amerikanischer Soldaten in den Gefängnissen Bagdads, eine kritischere Berichterstattung zu finden war. Es haben sich jetzt die Begründungen für den Krieg gegen den Irak, die die Bush-Regierung lieferte, als falsch herausgestellt. Es wurden keine Massenvernichtungswaffen gefunden und die Kontakte des Irak zu Al Quaida haben sich nicht bestätigt. Bemerkenswert ist dabei, daß dies in den USA nicht zu einer Führungskrise führte, die Regierung Bush nicht in ernsthafte Schwierigkeiten geriet und sogar wiedergewählt wurde. Während des Wahlkampfes war der Krieg im Irak nicht das einzig relevante Thema, so daß sich der Wahlausgang nicht allein durch den Krieg erklären lassen wird. Aber es muß doch eine Legitimation für den Krieg gegeben haben, die mehr oder weniger unausgesprochen blieb und auf die der Präsident sich auch dann noch stützen konnte, als die offizielle Begründung ausfiel. Insofern sich derzeit (Herbst 2005) in der amerikanischen Öffentlichkeit eine kritischere Haltung gegenüber dem Krieg im Irak entwickelt, so richtet sie sich eher auf die anhaltenden Schwierigkeiten und auf die Zahl der Opfer unter amerikanischen Soldaten, sie ist nicht so sehr durch Zweifel an der ursprünglichen Begründung für den Krieg begründet. Es stellt sich die Frage, worin die unterschwellige, in der Öffentlichkeit nur undeutlich artikulierte Legitimation der amerikanischen Politik nach wie vor besteht.

Es ist unbestritten, daß die Anschläge vom September 2001 eine große Bedeutung für die amerikanische Politik besaßen. Nicht zuletzt wird der Irak-Krieg von der Bush-Regierung als eine Reaktion auf die Anschläge dargestellt. Mit der Wiederwahl George W. Bushs, die auch als eine Bestätigung seiner Irak-Politik wahrgenommen wurde, hat sich in vielen Teilen Europas Ernüchterung breitgemacht. Die Politik Bushs scheint jetzt nachträglich legitimiert worden zu sein, und sie kann nicht mehr als Überreaktion dargestellt werden, der die meisten Wähler ihre Zustimmung verweigern würden. Immer weniger erscheinen in dieser

¹ Siehe etwa „The Threat to Patriotism“ von Ronald Dworkin in der *New York Review of Books* vom 28. Februar 2002 (Jg. 49, Nr. 3). Interessant auch die Reaktion auf einen Artikel von Tony Judt („America and the War“) und seine Erwiderung auf Einwände, daß er die Politik Israels einseitig angreife („America, the War, and Israel: An Exchange“, in Jg. 49, Nr. 1). Die *New York Times* ist nach wie vor sehr zögerlich und war in ihrer Berichterstattung bis in das Jahr 2004 ausgesprochen zurückhaltend. Es erschienen nur sporadisch Artikel wie etwa am 24. Oktober 2004 „After Terror, A Secret Rewriting of Military Law“.

Konstellation die USA als Avantgarde eines demokratischen Universalismus. An die Stelle des Ziels der Beförderung universalistischer Werte sind in der öffentlichen Wahrnehmung andere Interessen getreten, die die amerikanische Politik bestimmen. Aber welche? Und warum sind diese so schwer zu fassen? Weshalb scheinen sie in den politischen und intellektuellen Diskursen so wenig greifbar? Das von den sogenannten „Neo-Konservativen“ entworfene Programm, das aus den eigenen Reihen heraus kritisiert worden ist, hat in der öffentlichen Debatte ja keine besonders große Rolle gespielt.

Obwohl die amerikanische Stimmungslage natürlich von einer ganzen Reihe von Faktoren geformt wird, scheint es doch ein lohnenswertes Unterfangen, eine genauere Bestimmung der Folgen vorzunehmen, die aus den Anschlägen am 11. September 2001 für ein amerikanisches „Conscience collective“ resultieren. Unbestritten ist, daß die Anschläge eine bedeutende Rolle in der Politik George W. Bushs gespielt haben. Worauf aber kann Bush in seiner Politik rekurrieren? Gibt es im amerikanischen „Kollektivbewußtsein“ Strukturen, die erklären helfen, weshalb die USA diesen Weg beschreiten?

2. Methodischer Zugriff

Die Angriffe auf das World Trade Center und das Pentagon (sowie ein weiteres Ziel in Washington D.C.) richteten sich auf zentrale Symbole des amerikanischen Nationalstaats. Im Vergleich mit anderen Terroranschlägen war außerdem die Zahl der Opfer sehr hoch. Entsprechend stand für die Gestaltung einer angemessenen Reaktion hinsichtlich der Glaubwürdigkeit amerikanischer nationalstaatlicher Souveränität viel auf dem Spiel – nach außen wie auch gegenüber den eigenen Bürgern nach innen. Aufgrund der Dramatik der Krise, die die Angriffe auslösten, mußte sich eine spontane politische Reaktion an bewährten amerikanischen Reaktionsmustern orientieren, denn nur so konnte man sich der eigenen Integrität versichern. Wie aber sahen diese Muster aus und welche wurden mobilisiert, wenn es doch kein vergleichbares historisches Ereignis gab?

Für die Erschließung dieser Strukturen sind solche Texte besonders relevant, in denen die unmittelbare Reaktion nicht nur der offiziellen Stellen, sondern in der Bevölkerung auf die Anschläge dokumentiert ist. Eine ganze Reihe von Quellen sind für diesen Zweck denkbar, wie etwa Notrufe, Presseberichte aus den betroffenen Städten, publizierte Augenzeugenberichte oder politische Stellungnahmen, öffentliche Reden etc. Für die hier aufgeworfene Fragestellung wurden verschieden Quellentypen erwogen und streckenweise analysiert (so etwa Notrufprotokolle vom 11. September 2001). Für die Analyse von Interviews allerdings sprach, daß sie die Analyse spontaner Reaktionen und Einschätzungen ermöglichen würden. Außerdem durfte man hoffen, daß die Interviewees aus einem gewissen zeitlichen Abstand heraus auch Fragen wie etwa solche der Verantwortung und Schuld thematisierten. Für den Interviewer würde ein Interview die Möglichkeit eröffnen, interessanten Hinweisen nachzugehen oder an auffälligen Stellen nachzuhaken. Im Gegensatz zu publizierten Quellen eröffnen Interviews Raum für beiläufige Einschätzungen, unerschwellige Annahmen usf., die im Fall einer Publikation möglicherweise einer nachträglichen Korrektur zum Opfer gefallen wäre.

Es stellte sich die Frage, wen zu interviewen eine forschungsstrategisch günstige Option sein würde. Letztendlich mußten sich ja auch anhand von Interviews mit Amerikanern, die weitab der betroffenen Städte leben, Spuren einer tiefliegenden Struktur identifizieren lassen, die die amerikanische Reaktion auf die Anschläge leitete. Für unmittelbar Betroffene wiederum würde eventuell das persönliche Leid gegenüber der Betroffenheit als amerikanische Bürger überwiegen und diese Perspektive überlagern. Auch wenn es hinsichtlich der hier entworfenen Fragestellung ratsam erschien, Interviews mit amerikanischen Bürgern in einer möglichst großen Distanz zu New York City und Washington durchzuführen (also etwa in den Rocky Mountains oder im Mittleren Westen), erschien die Gelegenheit lohnenswert, als sich für Axel Janzen die Gelegenheit ergab, im Januar 2002 Interviews in New York City durchzuführen. Die folgende erste Analyse eines dieser Interviews, eine Art Probebohrung, bedarf also der Ergänzung durch weitere kontrastive Interviewanalysen.

3. Das Interview mit M.: New York City als Avantgarde einer krisenorientierten Nation

Aus den folgenden Interviewausschnitten, die sequenzanalytisch im Sinne der objektiven Hermeneutik analysiert werden, ergeben sich die wichtigsten Daten zur Positionierung M.s hinsichtlich der Anschläge vom 11. September 2001. M. arbeitet in Manhattan und hielt sich dort am Tag der Anschläge auf, wenngleich fern des World Trade Center. Eine Verbindung zu den Anschlägen ergibt sich für M. vor allem über seinen Vater, der Freunde und Kollegen verlor, und er ist für die hier aufgeworfenen Analysezwecke schon fast ungeeignet, weil zu nah am Geschehen. Das Interview fand im Januar 2002 statt, also vier Monate nach den Anschlägen. Daraus ergibt sich, daß M. nicht zum ersten mal über die Ereignisse berichten und bereits Erzählmuster entwickelt haben wird. Herauszuheben bleibt, daß er sich überhaupt für ein Interview über die Anschläge vom 11. September 2001 bereiterklärt hat – die Anfrage richtete sich über einen Kollegen diffus an die Mitarbeiter eines kleinen Unternehmens in der Finanzbranche.

Das Interview beginnt wie folgt:²

I: I see . and ah . so . I mean cons concerning September eleven I mean is there anything about what happened that day that makes that significant to you?³

Der Interviewer reagiert auf eine vorausgehende Bemerkung von M. und fügt die Frage an, inwiefern etwas im Zusammenhang mit dem 11. September für den Interviewee signifikant gewesen sei. Diese Frage kann sich nur auf die persönliche Wahrnehmung des Interviewees beziehen, nicht auf die politische Bedeutung des 11. September, denn die politische und historische Bedeutsamkeit dieses Tages muß unterstellt werden. Sie muß in der vorausgehenden, noch nicht aufgezeichneten Gesprächseröffnung thematisch gewesen sein, sonst ginge die aufgezeichnete Eröffnung mit ihrer Präsupposition, dieser Tag könne wie jeder andere gewesen sein, geradezu grotesk an der historischen Realität vorbei.

² Notation: Ein Punkt steht für eine kurze Sprechpause, I für Interviewer und M für Interviewee. In eckigen Klammern sind Anmerkungen, Einwürfe des Interviewers und Auslassungen markiert.

³ Interview mit M., 18. Januar 2002, S. 1, Zeilen 6 f.

M: ahm . oh personally I mean that day obviously was stressful for a lot of reasons but ah for me ah my father who actually works in a building right next door to ours ah he lost a lot of friends ah old friends that worked in the Trade Center that worked for ah [Name des Unternehmens] [I: mhm]

M. greift die Unklarheit der Frage des Interviewers auf. Indem er seine persönliche Erfahrung thematisiert („personally“), justiert er die Fragestellung. Es ist diese Frage, auf die er nun antwortet, der Tag sei „obviously stressful“ gewesen. Wie muß man sich das vorstellen? Auffällig ist die Charakterisierung des Erlebens am 11. September als „stressful“, weil dadurch das Krisenhafte jenes Tages geglättet wird. Unter „stressful“ versteht man üblicherweise solche eher alltäglichen Situationen (etwa im Arbeitsleben), durch die man sich „genervt“ fühlt, die aber über das Krisenhafte eines hektischen Alltags nicht hinausgehen. Dieser Eindruck erhärtet sich noch, wenn man das Adverb „obviously“ hinzuzieht: M. referiert gegenüber dem Interviewer auf die Vorgänge des Tages, die allgemein bekannt sind und aus denen sich ergibt, daß dieser Tag für ihn kein normaler gewesen ist. Es ergibt sich der Eindruck, daß M. (nicht notwendig bewußt) eine Art „Understatement-Strategie“ verfolgt.

Was sind dann die von M. benannten Gründe für den Streß, dem er ausgesetzt war? Durch „a lot of reasons“ deutet M. an, daß er durchaus betroffen war, aber seine eigene Erfahrung nicht unnötig herausheben will, die angesichts der monströsen Geschehnisse aus der Masse der von der Katastrophe Betroffenen nicht heraussticht. Die Ereignisse hatten sehr viele Facetten – vom Einschlag der Flugzeuge in die Twin Towers, dem dadurch ausgelösten verheerenden Brand und dem schließlichen Zusammensturz der gewaltigen Gebäude mit allen seinen schrecklichen Folgen bis hin zum Verkehrschaos und der allgemeinen Ungewißheit. Insofern antwortet der Interviewee wie ein Mitglied der New Yorker Krisengemeinschaft, das hinter die gemeinsame Erfahrung zurücktritt.

M. setzt zunächst an, auf seine eigene Erfahrung weiter Bezug zu nehmen („ah for me“), unterbricht dann aber, um mit einem Bericht über seinen Vater fortzusetzen, der durch den Anschlag viele Freunde verloren habe. Er ordnet sich damit, obwohl er seine eigenen Erfahrungen nicht zu dramatisieren bemüht ist, in das gängige Schema des Ausweises möglichst authentischen Erfahrungsmaterials gegenüber Fremden ein. Wie muß man sich Freundschaften vorstellen, die in derart großer Zahl gepflegt werden können? (Der Vater hatte ja *viele* Freunde verloren.) Eine enge Freundschaft erfordert Zeit und Muße, um sich auf diese Freunde einzulassen und sich mit ihnen auszutauschen. Es ist von daher nicht gut möglich, viele enge Freunde zu haben. Darin spiegelt sich, daß die Freundschaften des Vaters über das Geschäftliche vermittelt sind, und zum Ausdruck kommen soll, daß in New York City letztlich alles über „business“ vermittelt ist. Dafür spricht auch, daß die Opfer vor allem für ein bestimmtes im World Trade Center angesiedeltes Unternehmen arbeiteten. Möglicherweise hat der Vater einst für dieses Unternehmen gearbeitet oder mit diesem Unternehmen rege geschäftliche Beziehungen unterhalten. Durch den extremen Krisenfall des Anschlages wurde aus dieser um das „business“ fokussierten Freundesvergemeinschaftung eine Schicksalsgemeinschaft.

so that was kinda my only personal connection I had a lot of personal friends who worked down there that I was worried but everyone got out . [I: mhm] ok and ah . but just in general I think from that point on [I: mhm] even just being up here on the thirty-second floor and I see the planes fly by every day and sometimes [gepresstes Lachen:] they are a little too close for my liking but [I: mhm] you know I think . I rebounded pretty quickly ah [I: mhm]

M. zieht ein erstes Resümee: Er war persönlich insofern betroffen, als sein Vater Kollegen verloren hat, die im World Trade Center arbeiteten. Dem schließt er den Verweis auf die eigenen Freunde an und wie-

derum fällt ins Auge, daß M. eine Freundschaft nicht so sehr als eine persönliche Beziehung versteht, in der man sich mit dem anderen häufig und intensiv austauscht, sondern daß er keinen Widerspruch wahrnimmt, wenn er durch „a lot of personal friends“ den Umfang des Freundeskreises und gleichzeitig durch „personal“ die Intimität der Freundschaften betont.

Gegen diesen Bericht über seine persönliche Betroffenheit will M. mit „but just in general“ eine allgemeinere Ebene thematisieren. Er greift jetzt über das Persönliche hinaus und versucht, von der eigenen Erfahrung zu abstrahieren. Auf diese Weise ist es ihm einerseits ermöglicht, das Private zu schützen, andererseits wird die eigene Erfahrung, nach der der Interviewer gefragt hatte, Teil einer allgemeineren Entwicklung und so weniger auffällig. Es entspricht der bereits erwähnten Routinisierungsstrategie, also der Verwandlung von Unbekanntem in Bekanntes. Durch „even just being up here“ unterstreicht M., daß er sich, obwohl er sich nur im 32. Stockwerk befindet, jetzt angesichts der in der Nähe vorbeifliegenden Flugzeuge unwohl fühle. Eigentlich stünde also zu erwarten, daß Gefahr nur in höheren Gebäuden drohe – implizit markiert er seine eigene Reaktion als überzogen, was der bereits oben beobachteten Understatement-Strategie entspricht. Weitere Stellen deuten in dieselbe Richtung: M. spricht davon, die Flugzeuge, die er von seinem Büro aus sehen könne, seien „a little too close for my liking“. Er unterstellt also nicht nur, daß er die Flugzeuge sonst eigentlich gerne aus der Nähe sieht, sondern daß er die Dinge generell erst einmal mag, grundsätzlich aufgeschlossen und erfahrungsorientiert ist.

Interessant ist nun aber, daß kontrastiv zur Bemühung um Veralltäglichung („I rebounded pretty quickly“) an den vorliegenden Textstellen Hinweise für das Andauern der Krise zu finden sind. Zunächst fällt auf, daß das Vorhaben, auf eine abstraktere Ebene zu wechseln, gleich wieder aufgegeben wird, denn der Satzplan bricht nach „on the thirty-second floor and“ ab. Hinzu kommt gegen Ende dieser Textstelle eine Verschiebung vom Present Continuous („being up here“) ins Present Simple („I see the planes fly by“). Der Versuch, die eigene Erfahrung zu „normalisieren“ gelingt nur streckenweise, denn mit dem Present Simple drückt sich die Unmittelbarkeit des Erlebens durch. M. kann also eine Darstellung auf einer allgemeinen Ebene nicht durchhalten, obwohl er mit „in general“ diese Ebene einzurichten versuchte. Die Erfahrung im Zusammenhang mit den Anschlägen sperrt sich einer Assimilierung an bestehende Deutungsmuster. Obwohl also M.s Bemühungen um eine Normalisierung sehr ausgeprägt sind, verschafft sich auf diese Weise implizit die nach wie vor virulente Krise Ausdruck.

Die Krisenförmigkeit des Geschehens läßt sich an der vorliegenden Textstelle anhand des Auseinandertretens der Ebene der erkennbaren Intention und derjenigen des implizit zum Ausdruck kommenden Sinngehalts identifizieren. M. ist an Idealen individueller Souveränität und Integrität orientiert, was impliziert, daß Krisen möglichst rasch bewältigt werden sollen. Er betont, daß er sich rasch gefangen habe („rebounded pretty quickly“). In Hinsicht auf dieses Ideal versucht er, die persönliche Erfahrung im Vergleich mit den allgemeinen Veränderungen zu relativieren. Gleichzeitig jedoch wird deutlich, daß die Unmittelbarkeit des Geschehens noch immer präsent ist und sich Ausdruck verschafft. Die vorbeifliegenden Flugzeuge assimiliert M. an diejenigen, die in das World Trade Center gesteuert wurden. Es läßt sich an dieser Textstelle der Verlauf der Erfahrung rekonstruieren, die mit den Vorgängen am 11. September verbunden waren: Durch „from that point on“ markiert M., daß er nun von dauerhaften Veränderungen spricht, die sich durch die Anschläge ergeben haben. Zu diesen Veränderungen gehört eine neue Wahrnehmung, daß nämlich die vorbeifliegenden Flugzeuge als mögliche Angreifer betrachtet werden. Diese Wahrnehmung war vor dem 11. September nicht gegeben. M. assimiliert die Flugzeuge, die er von seinem Büro aus sehen kann, an die Fernsbilder von den Angriffen am 11. September. Während M. nun einerseits unterstellt, daß diese veränderte Wahrnehmung von Dauer sein wird, so erklärt er andererseits, daß er sich rasch gefangen habe („rebounded“). Dementsprechend gehört zur Wiederherstellung der eigenen Integrität, die

Möglichkeit der Angriffe durch Zivilflugzeuge in den eigenen Erwartungshorizont zu integrieren, denn selbst jetzt, da sich M. als wiederhergestellt betrachtet, gilt noch immer die veränderte Perspektive auf die Flugzeuge, die in der Nähe seines Büros vorbeifliegen.

Deutlich ist also das Normalisierungsbestreben M.s zu erkennen. Wichtig ist für ihn, die Krise, in der er sich nach dem 11. September befunden hat, zu überwinden und seine persönliche Integrität wiederzufinden. Wie sich indirekt erkennen läßt, ist die Krise allerdings noch nicht überwunden. Zu bedenken ist, daß M. persönlich insofern nicht betroffen ist, als er selbst keine Freunde verloren hat. Sein Vater ist es, der um Arbeitskollegen trauern muß. Wie also erklärt man die Verunsicherung, die sich bei M. bemerken läßt? Erklärt sie sich allein durch seinen Vater, also über die Familie? Ist M. als New Yorker oder als Amerikaner involviert?

I: So ahm what was it like before the rebound?

M: I think a lot it was I was at the time commuting back and forth from Long Island

Man stößt auf ein bereits bekanntes Muster: M. setzt in Reaktion auf die Frage des Interviewers an, eine objektive Ebene zu thematisieren: „a lot *it* was“ (unsere Hervorhebung). Diese Perspektive wird dann aber gleich fallengelassen und eine ganz andere wird eröffnet, nämlich die des persönlichen Erlebens („I was at the time commuting ...“). Zu bedenken ist dabei, daß die Frage des Interviewers auf das Krisenhafte abzielte, welches dem „Rebound“ voranging. M. beantwortet diese Frage nicht in Bezug auf seine Erfahrungen im Zentrum des Krisengeschehens, sondern spricht vom Pendeln zwischen Long Island und Manhattan. Er bereitet vor, über die Erfahrung derjenigen zu sprechen, die wie er nur zum Arbeiten nach Manhattan fahren, also über die Schicksalsgemeinschaft der betroffenen New Yorker.

so [I: mhm] it was just really strange because there was a lot of people I used to see on the train in the morning that I didn't see and I didn't know if it was they might be on summer vacation they may just be takin' time off or [I: mhm] if something may have happened to them so there was always just kind of a general depression plus there was also the feeling that . it wasn't an isolated incident that something could happen at any time and that whole week there were all those copycat you know people phoning in bomb threats [I: mhm] so there was a general al feeling for me at least of just kinda being really cautious [I: mhm]

Zur Skizzierung der Krise geht M. weiter auf die Situation in den Pendlerzügen im Anschluß an die Anschläge ein. Dabei schränkt M. seine Beobachtung auf diejenigen ein, die er morgens im Zug zu sehen pflegte. Er vergleicht sie nicht mit denjenigen, die abends mit ihm im Zug wieder nach Hause fahren, sondern mit den Morgenpendlern der anderen Tage. Er wird wohl kaum seine Mitfahrer morgens konzentrierter zur Kenntnis nehmen, es gibt dafür also eigentlich keinen Grund. Dementsprechend ist die Information, er habe die Leute morgens gesehen, redundant. Man wird auf eine andere Verknüpfung gestoßen: M. hat offensichtlich die Zeit nach dem Anschlag rückblickend an die Situation am Tag des Anschlags assimiliert, indem er die damalige Situation generalisierend nachträglich in seinen persönlichen Erfahrungshorizont einträgt: Am 11. September fuhr er gemeinsam mit anderen nach Manhattan, aber einige dieser Weggefährten wurden Opfer des Anschlags und traten abends die Rückreise nach Long Island nicht mehr an. M. versucht sich zu erinnern, wer vormals mit dem Zug gefahren ist und gleicht diese Erinnerungsdaten mit den Reisenden nach dem Anschlag ab. Er geht dabei der Frage nach, wer den Anschlag überlebt hat und wer nicht. Es war bereits entschieden, wer überlebt hatte, aber es war noch nicht klar, welcher der Fehlenden ein Opfer der Anschläge geworden war und wer aus einem anderen Grund fehlte. Gemäß dieser Lesart würde die Piktualität des Ereignisses zur Struktur erhoben und die konkreten Be-

gebenheiten am 11. September so generalisiert, daß dabei wiederum die anonyme Masse der Pendler und in Manhattan Arbeitenden als manifeste Schicksalsgemeinschaft erlebt wird.

Die Darstellung M.s („and I didn't know if it was ... if something may have happened to them“) wird unterbrochen und M. liefert Alternativerklärungen für die Abwesenheit bestimmter Reisender: „they might be on summer vacation they may just be takin' time off“. M. setzt zunächst zur Formulierung einer Hypothese an, die die Abwesenheit bestimmter Reisender erklärt („I didn't know if it was“). Diese Formulierung allerdings bricht er ab und es liegt die Vermutung nahe, daß es sich um die bereits vormals thematische handelt, daß nämlich diese Reisenden Opfer des Anschlags geworden sind. M. hat ja schon in den vorangehenden Sätzen zu erkennen gegeben, daß es diese Frage ist, auf die hin er seine Mitreisenden durchmustert. Warum aber hält er an dieser Stelle inne und korrigiert sich? Was leistet der Einschub der anderen Lesarten, daß sich die Abwesenheit durch den Sommerurlaub oder anderweitige Erholungsbedürfnisse – nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Anschlag – erklären könnte? Im folgenden wird als letzte Möglichkeit diejenige benannt, die bereits zu antizipieren war (die Abwesenden gehören zu den Opfern) und so ergibt sich aus dem Einschub eine Steigerung: Die erste Möglichkeit des Sommerurlaubs impliziert die größtmögliche Unberührtheit in Bezug auf die Anschläge, weil diese New Yorker am 11. September ja gar nicht in der Stadt waren. Die zweite Möglichkeit impliziert, daß infolge der Anschläge ein Erholungsbedürfnis entstanden war. Es handelt sich also um diejenigen, die zwar betroffen, aber unverehrt geblieben sind. Als dritte dann eben die Möglichkeit, daß es sich um Opfer der Anschläge handelt. M. umreißt also eine Palette an Möglichkeiten, wie New Yorker auf die Angriffe reagiert haben können. Es sind diese Möglichkeiten, auf die hin M. seine Mitreisenden durchmustert. An deren Arrangement fällt ins Auge wie es auf einen dramatischen Effekt abzielt. M.s Steigerung deutet auf die bereits oben deutliche Normalisierungsstrategie, denn wenn er in der Lage ist, auf einen solchen Effekt abzielen, dann nimmt er damit eine gewisse analytisch objektivierende innere Distanz zu den Vorgängen in Anspruch.

Wichtig ist an dieser Stelle jedoch, daß sich M.s Aufmerksamkeit überhaupt auf Mitreisende richtet, die er nicht persönlich kennt, an die er sich nun aber zu erinnern versucht. Insofern rückt nämlich die anonyme Masse der Pendler nun als Schicksalsgemeinschaft ins Bewußtsein. Es ist diese Gemeinschaft, die durch die gemeinsame Erfahrung der Krise geprägt ist. Auch ihn – M. – hätte es treffen können und wie die anderen auch hat er nichts von dem Anschlag geahnt. Wer zu den Lebenden, wer zu den Toten gehört: dafür gibt es keine rationale Erklärung. Darin besteht das Schicksalhafte, welches M. implizit artikuliert. Das Schicksal hat gegenüber der Planbarkeit des Alltags und der Autonomieorientierung, die bei M. hier als Teil seines Deutungsmusters zu erkennen ist, für einen Zeitraum (nämlich bis zum „Rebound“) die Übermacht gewonnen.

Insgesamt ergeben sich an dieser Textstelle zwei scheinbar gegenläufige Tendenzen. Das Bestreben M.s, die Ereignisse in der Zeit nach den Anschlägen im Rahmen einer Normalisierungsstrategie aus einer Distanz heraus mit einer gewissen Lakonie zu berichten, deutet auf seine Orientierung an einem Kulturideal, gemäß dem die rasche individuelle Überwindung von Krisen für wichtig gehalten wird, weil Krisen beständig eintreten und man, ohne viel Worte zu machen, sie bewältigen muß, wenn man überleben will. Das wäre ein Deutungsmuster, welches häufig mit der „Besiedlungsphase“ der USA in einen Zusammenhang gebracht wird: das Leben als ein unaufhörliches Provisorium des Fortschreitens, in dem eine Sesshaftigkeit nicht vorgesehen ist. Seine Aufreihung der verschiedenen Möglichkeiten, die die Abwesenheit von Pendlern erklären könnte, bedeutet ja eine Steigerung und sucht eine Überwindung dieser Krise darzustellen. Spontan hatte M. dazu angesetzt, auf die Möglichkeit zu sprechen zu kommen, daß Mitreisende bei den Anschlägen ums Leben gekommen sind, und dann korrigierend unterbrochen, um die Steigerung hin auf diese Option aufzubauen, also erst einmal analytisch kritisch die weniger dramatischen Ursachen

der Abwesenheit durchzuprüfen und nicht gleich mit der außeralltäglichen, auf die es aber letztlich doch ankam, wie mit der Tür ins Haus zu fallen. Wenn nun kulturell die Bewältigung von Krisen prämiert und die Krisendramatisierung entsprechend „männlich“ zu vermeiden, weil tendenziell „hysterisch“ ist, so wie dies in der von M. vorgenommenen Korrektur (und an anderen Stellen oben) zum Ausdruck kommt, und unterstellt wird, daß die anderen New Yorker qua Schicksalsgemeinschaft dieses Muster teilen, so eröffnen die Anschläge, die ja objektiv eine Krise darstellen, die Möglichkeit der Erneuerung der Ideale dieser Kultur und damit auch der Gemeinschaft, die diese Ideale verbürgt. Die Überlebenden stellen demnach eine durch die Anschläge erneuerte Schicksalsgemeinschaft der Krisenbewältigung dar.

I: In in what way were you cautious?

M: Well yeah it it's funny cause it's like what can you do if if something like that is gonna happen but I didn't spend ah any unnecessary time in the city you know [I: mhm] when I was down here at work y' I got on the train as soon as I could and I went home to Long Island [I: mhm] [betonend:] and I felt very safe at home i it seemed like nothing had happened but then when you came into the city the atmosphere [I: mhm] you know people were just everyone was talking about it and it just . and I mean in a sense it was the first time that New Yorkers are in my opinion riding on the subway actually would just strike up conversation with strangers [I: mhm] it was ah you know people were a lot friendlier for at least a week and then pretty much faded [I: mhm]

Der Interviewer will wissen, wie genau man sich die Vorsicht vorzustellen hat, von der M. sprach. Er benennt also nur indirekt das Problem, inwiefern diese Vorsicht eine relevante Reaktion auf die Anschläge darstellen kann. Es ist M., der in seiner Antwort auf diesen Punkt zu sprechen kommt: daß ihm natürlich seine Vorsicht im Falle eines neuen Anschlages nicht viel helfen würde. Er unterstreicht, daß er letztendlich machtlos ist („what can you do if something like that is gonna happen“). Schon der Anschlag am 11. September 2001 war unvorhergesehen. Es ist also wenig aussichtsreich, vorsichtig zu sein. Aber trotz dieser Vernunftseinsicht bleibt die Vorsichtshaltung gefühlsmäßig und instinktiv übrig, gewissermaßen wie ein fremdbestimmender, nicht tilgbarer Rest der nur partiell bewältigten Krise. Daß M. dies auf Nachfrage unumwunden zur Sprache bringt, läßt seine Verpflichtung zu Authentizität und zu einer realistischen Einschätzung der Dinge erkennen.

M. geht davon aus, daß die Wahrscheinlichkeit weiterer Anschläge in Manhattan am größten ist, so daß er versucht, sich dort möglichst wenig aufzuhalten. Es stellt sich aber die Frage, weshalb M. nicht freigezogen hat, also in Kauf nahm, jeden Tag nach Manhattan zu fahren. Was veranlaßt ihn, sich dieser Gefahr auszusetzen, obgleich er ja sagt, er habe versucht, sich ihr zu entziehen? Es muß ihn etwas nach Manhattan drängen, das er zuhause nicht finden kann. Wieder stößt man auf den Aspekt der Schicksals- oder Krisengemeinschaft, denn in Manhattan ist die Krise klar ausgeprägt und eine entsprechende Öffentlichkeit gegeben. Hier wird sich M. mit Kollegen über die Geschehnisse austauschen können und auf diese Weise an der Community partizipieren, die sich im Zusammenhang mit der Krise gebildet hat. Er spricht an dieser Stelle davon, daß jeder von den Anschlägen gesprochen habe („people were just everyone was talking about it“). Dazu paßt gut, daß M. sagt, daß er sich zuhause sicher fühle und daß es dort wirke, als sei nichts geschehen – dies obwohl sein Vater mehrere Freunde bei den Anschlägen verloren hat. Zur Situation zuhause kontrastiert er seine Beschreibung der Situation in Manhattan („but then when you came into the city“). Man dürfte erwarten, daß auf die adversative Konjunktion die Sicherheit zuhause mit dem Gefühl der Unsicherheit in Manhattan kontrastiert wird, so wie M. dies an der vorliegenden Stelle zunächst auch andeutet. Auf „but“ folgt dann aber nicht die Betonung der Angst, die sich mit dem Aufenthalt in Manhattan verbindet, sondern eine Beschreibung der wünschenswerten Auswirkungen auf die Stadt. Zum ersten Mal, sagt M., sei aus der anonymen Masse der New Yorker eine Community geworden,

so daß im öffentlichen Raum, etwa in der U-Bahn, größere Offenheit geherrscht habe. Daß M. die Kurzweiligkeit dieser Veränderung betont, paßt zur Normalisierungsstrategie und dem Versuch, unaufgeregt zu wirken, der schon oben deutlich geworden war. Wichtig ist, daß es in M.s Einschätzung ein Zusammengehörigkeitsgefühl der New Yorker vorher nicht gegeben hat und erst damals – wenn auch für kurze Zeit – hergestellt wurde.

Zusammenfassend läßt sich für diese Textstelle also festhalten, daß M., angesprochen auf seine vorsichtige Haltung im Anschluß an die Anschläge, zunächst aus seinem subjektiv realen Krisenempfinden heraus reagiert, daß sich seine Darstellung dann aber wendet, indem er die eigentlich wünschenswerten Folgen der Anschläge für die Stadt unterstreicht: Manhattan wird zum Zentrum einer Krisengemeinschaft, an dem alle New Yorker – auch er, der auf Long Island wohnt – zumindest vermittelt über die Arbeitsstätte teilhaben. Dem subjektiven Empfinden der Krise, die man überwinden muß, steht also die Reaktion in der Öffentlichkeit entgegen, die wünschenswert ist. Durch die Krise wird eine Community überhaupt erst gestiftet, eine Community, die sich durch die Bewältigung der Anschläge auszeichnet und damit anknüpfen kann an eine kulturell verankerte Wertschätzung von Bewährungschancen. Wichtig ist, daß die Anschläge M. in eine Krise stürzen („before the rebound“), daß diese Krise aber nicht die Existenz der Community in Frage stellt, der sich M. zugehörig fühlt, im Gegenteil: Eine solche Community der New Yorker wird durch die Anschläge aufgrund ihrer ausgeprägten Krisenorientierung vielmehr erneuert und für eine kurze Zeit der Krisenbewältigung manifest. Auch wenn die entsprechende Praxis von Nähe danach wieder in der für den Alltag der metropolitenen Masse typischen anonymisierenden Distanz verschwindet, weiß man als Mitglied dieser Vergemeinschaftung doch, daß sie als Potential jederzeit abrufbar ist.

Weitere Stellen im Interview, an denen M. auf die durch die Anschläge folgende Verunsicherung zu sprechen kommt, verdeutlichen diese Zusammenhänge:

M: Yes yes yes spent a lot of time here and it's interesting after I graduated from the university I went to work down South [I: mhm] so I spent three years down there and always knew I wanted to return to New York

I: Why?

M: It's the center of everything it's you know it's . it's full of life it's action you know I'm twenty-five years old so for me this is the place to be [M. mhm] at this age you know [P?I'm?] not married no kids havin' a good time I just moved into the city actually I moved in in October and at first I was a little cautious I thought maybe I wouldn't do it after September 11th [I: mhm] but I started lookin' for places and I I just I knew I wanted to be here it was also sort of kind of a personal statement for me I'm not gonna be afraid you know I wanted to do this I'm not gonna let what happened alter my plan [I: aha-but] I live on the ah thirty-eighth floor of an apartment building right on Broadway so I feel safe [kurzes Lachen]⁴

M. geht in dieser Interviewpassage auf seinen Heimatort New York ein, den er mit seinen Erfahrungen im Süden der USA kontrastiert. Er singt jetzt das große Loblied auf die Metropole New York, das mundane Epizentrum der hellwachen, schnellen, zukunftssträchtigen und kreativen „Singles“ und Durchblicker. Auf die Frage, warum er immer gewußt habe, daß er nach New York zurückkehren wolle, antwortet M. nicht mit dem Hinweis darauf, seine Familie oder enge Freunde wohnten in der Gegend, also mit Ausführungen zur persönlichen Bedeutung, die die Stadt für ihn besitzt, sondern er unterstreicht zunächst die geopolitische Bedeutung New Yorks als Metropole, die aber sofort in eine kulturelle Generalbedeutsamkeit diffundiert. Die Formulierung „It's the center of everything“ macht die Stadt zum Bauchnabel der Welt und

⁴ Interview mit M., S. 1 f., Zeilen 39-51.

zum Zentrum globaler Innovation. M. mobilisiert die gängige Behauptung, daß New York City in den USA – häufig als eine Art Vorläufer einer „Weltgesellschaft“ gedeutet – durch ihre wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung noch einmal eine herausgehobene Position in einer ohnehin schon herausgehobenen Nation einnimmt. An dieser Fortschrittsorientierung und den dadurch ermöglichten Chancen und Perspektiven für die eigene Biographie möchte M. partizipieren. Er unterstellt, daß die Stadt vor allem für ihn als 25-jährigen interessant ist, daß also andere Altersgruppen zwar dieselbe Einschätzung der Stadt teilen mögen, daß sie den Charakter der Metropole allerdings für ihr Alter nicht auf gleiche Weise schätzen und erfüllen können. Die Stadt ist vor allem für diejenige Phase des Lebens interessant, die durch den Eintritt ins Berufsleben und die Suche nach einem Lebenspartner charakterisiert ist. Wichtig also ist, am Nachtleben partizipieren zu können (was Jugendlichen in den USA weitgehend verwehrt ist) und noch keine Verantwortung für die Versorgung der Familie zu haben. M. interessiert sich nicht so sehr für die kulturellen Angebote der Stadt, sondern für die Möglichkeiten, die sich ihm als beruflich erfolgreichem Single eröffnen – was er auf die Formel bringt: „not married no kids havin’ a good time“.

Diesen Plan, die Phase zwischen dem Abschluß des College (und der endgültigen Loslösung vom Elternhaus) und der Ehe (und der damit einhergehenden Verantwortung und neuerlichen Bindung) im Anschluß an den langweiligen Aufenthalt im Süden der USA möglichst erlebnisreich auszugestalten, scheinen nun die Angriffe auf das World Trade Center zu durchkreuzen. An einer vorangehenden, hier nicht zitierten Textstelle hatte M. erzählt, daß er unmittelbar vor den Anschlägen am 11. September mit einem Makler telefonierte, um sich nach Wohnungen in Manhattan zu erkundigen. Hier nun unterstreicht M. die Bedenken, die ihm im Anschluß an die Anschläge kamen. Würde er in Manhattan sicher sein und sollte er sich nicht außerhalb eine Wohnung suchen – sich in Long Island, Staten Island oder andernorts niederlassen, also sein Vorhaben fallen lassen und sich schon jetzt in einer durch Familien geprägte Umgebung niederlassen?

Die Verve, mit der M. zunächst die Großartigkeit New Yorks unterstreicht, kontrastiert mit der Vorsicht, mit der er seine eigene Reaktion auf die Anschläge in Hinsicht auf seinen Plan, nach Manhattan zu ziehen, schildert („*little cautious ... maybe I wouldn’t do it*“). Seine Zweifel versucht er also nachträglich zu mindern, er suggeriert, nie wirklich daran gedacht zu haben, sein Vorhaben fallen zu lassen. Vor allen Dingen eröffnet der Umzug nach New York im Anschluß an die Anschläge die Perspektive, angesichts der Angriffe auf die Stadt persönlichen Widerstand zu leisten – der Umzug wird nun zu einer Gelegenheit, den eigenen Mut unter Beweis zu stellen, indem M. seinen Lebensmittelpunkt direkt in Manhattan einrichtet und zudem noch in einem Hochhaus. Die Art und Weise, wie er die Lage seines Apartments im 38. Stock inmitten von Manhattan witzig mit dem Gefühl der Sicherheit in Verbindung zu bringen sucht (er selbst lacht kurz an dieser Stelle), unterstreicht die schon an mehreren Stellen zu beobachtende Strategie, die Dinge eher herunterzuspielen.

In diesem Zusammenhang ist die folgende Interviewpassage aufschlußreich:

I had friends who were working at Deutsche Bank and their offices were affected they were right down there by the Trade Center and ah they were working out in Piscataway New Jersey they had a space out there . and for a while they were told that they would be there for up to two years [I: mhm] and after thinking about that I thought of all the places sort of around the city and . you know . New York is important and getting here is sort of an issue for everyone and everyone likes to work here and it’s good to be kind of enclosed in Manhattan and be part of the financial world there but at the same time I think everyone as they mature move to the suburbs so I thought why wouldn’t people just you know if that’s where they’re living you know have a nice office building out in you know New Jersey or Long Island [I: mhm] or in Connecticut but then I thought about it and I think people like the idea of being in a skyscraper and being part of this big machine that’s

New York [I: mhm] I do I do you know I get energized every morning when I walk to work across town [I: mhm] on fifty-fifth and you know what any of the people I pass do but it just seems everyone has the sense of urgency to get where they're going and . I don't think you have that everywhere else [I: mhm] I don't think you know if I was driving to an office park in Stamford Connecticut I don't think I would [be able to?] be as excited to go to work⁵

M. geht ausführlich auf die Entscheidung der Vertretung der Deutschen Bank in New York ein, das Unternehmen aus Manhattan nach Piscataway im Bundesstaat New Jersey zu verlagern. Mit ihr geht einher, daß auch zahlreiche Freunde von M. zukünftig in New Jersey arbeiten werden. Im thematischen Fokus des Interviews müßten daran eigentlich die Folgen des Terroranschlags exemplarisch beleuchtet werden, zu welchen einschneidenden Veränderungen er geführt hat. Das tritt aber schnell in den Hintergrund und es gewinnt immer mehr die Demonstration der Vorzüge des Lebens in New York die Oberhand. Danach hat der Interviewer nicht gefragt. Entscheidend ist in M.s Ausführungen, daß die Option, nach New Jersey zu ziehen (eine Option, mit der sich viele Vorteile verbinden, etwa ein verkürzter Weg zur Arbeit) von ihm allein als Folie für seine eigene Entscheidung, sich in Manhattan niederzulassen, ins Spiel gebracht wird. M. schildert die Entwicklung in New York konsequent aus der Perspektive seiner eigenen Interessen. Aber das sind nicht primär, obwohl es so ausgegeben wird, die rationalen Interessen des seine Karriere managenden Durchblickers, sondern das Bemühen, möglichst intensiv am Lebensgefühl der New Yorker Daueraußertätigkeit zu partizipieren.

Es wird deutlich, daß die Prämissen von M.s Lebensplanung infolge der Anschläge ihre Geltung verlieren könnten – Selbstverständlichkeiten, wie sie sich aus der herausgehobenen Bedeutung New Yorks, dem Zentrum „aller Dinge“, ergeben, auflösen könnten. Diese Lebensplanung zielt darauf ab, möglichst intensiv an der Herausforderung zu partizipieren, die das Leben in Manhattan darstellt. Diese Herausforderung besteht darin, die je eigenen Interessen konsequent und mit allem Nachdruck – unter Bedingungen großer Risiken und Chancen und eines totalen Traditionsverlustes, ganz auf sich gestellt - zu verfolgen. Daraus ergibt sich das Bild, daß in der Stadt jeder von einem „sense of urgency“ geprägt sei. Die Krise, in der sich diese Leute befinden und die sie derart auftreten läßt, ist die einer Bewährung in der selbstgewählten „Krise“ des Berufslebens. Es wird nun sehr deutlich, daß sich infolge der Anschläge eine fremdinduzierte Krise in einer Kultur ergeben hat, für die ohnehin die Notwendigkeit der Bewältigung von Krisen eine willkommene Herausforderung darstellt. Dadurch wird die Krise des katastrophalen Anschlags zu einer enormen Chance der Selbsterneuerung und Selbstbestätigung, sowohl auf individueller wie auf kollektiver Ebene. Es erwächst daraus zusätzlich die Chance, sich als New York und als New Yorker an die Spitze eines gesamtamerikanischen Bewährungsauftrags zu setzen. Das Interview ist willkommener Anlaß, die Entschlossenheit dazu zu Protokoll zu geben. Auf der Folie dieses Selbstverständnisses und dieses Deutungsmusters erhält das, was der Interviewee sich unter einer angemessenen politischen Reaktion auf die Anschläge vorstellt, eine zusätzliche Prägnanz bildende Kontur.

3. Fundamentalistischer Universalismus

Wie sollten die USA auf die Anschläge reagieren? Die Anschläge am 11. September 2001 galten nicht der Stadt New York als solcher, sondern den USA. Wie also verhält es sich mit M.s Einschätzung der politischen Bedeutung der Anschläge? Welche Konsequenzen sind seiner Meinung nach aus den Anschlägen zu ziehen?

⁵ Interview mit M., S. 2, Zeilen 80-96.

I: well I mean was this just a random act or do you think there there was a straightforward motivation or how how do you conceive of that?

M: I mean . do you I can't begin to try to explain the intricacies behind it but my opinion is that yeah this is a very deliberately [im Hintergrund ist eine lachende Frau im Nebenzimmer zu hören] planned calculated you know mass murder and . . . and I've tried to I've tried to understand it from ____ [unverständliches Wort; Lachen im Hintergrund] point of view and not be so ethnocentric and not and not look at it as like us versus them but you know what would motivate someone to do this I can't imagine [I: mhm] what kind of a person or of a people would think this is a way to get some sort of message [I: mhm] or revenge or whatever the purpose was and ah . . . [Lachen im Hintergrund]⁶

M. setzt an, auf die Frage des Interviewers mit einer Gegenfrage zu reagieren („do you“), also wahrscheinlich eine Spezifikation der Frage zu erbitten oder vielleicht damit die Selbstverständlichkeit einer Antwort aus seiner Sicht rhetorisch zum Ausdruck zu bringen. Der Interviewer hatte offen gelassen, ob es überhaupt eine Motivation für den Anschlag gab. Er unterstellt, daß der Anschlag ohne jede Motivation und gewissermaßen „zufällig“ geschehen sein könnte. Das freilich ist angesichts des offensichtlichen Planungsaufwandes, der ihm vorausging, eine abwegige Vorstellung, und es könnte die Abwegigkeit sein, auf die M. mit seiner Gegenfrage reagierte.

Entscheidend ist dann die darauf folgende Ausführung M.s, denn hier wird deutlich, daß er zwischen einer Analyse der Motivation, die dem Anschlag zugrunde lag und der moralischen Beurteilung des Anschlags nicht unterscheidet. Durch „I can't begin to try to explain the intricacies behind it“ scheint es zunächst, als könne M. eine solche Motivation sehen, erachte sie aber als zu komplex für eine Darstellung im Rahmen des Interviews. Damit ist das Hauptargument eingeleitet: Auch wenn er die Details nicht explizieren könne, so sei er der Überzeugung, daß es sich um einen gut geplanten Massenmord gehandelt habe. Dies sei seine Meinung, erklärt M., womit er zu verstehen gibt, daß dies nicht Ergebnis einer Analyse, sondern seine moralische Einschätzung der Vorgänge ist. Während die Frage des Interviewers deutlich auf die Motivation der Terroristen abhebt und nicht schon um eine Beurteilung, überspringt M. die Analyse. Damit wird die Möglichkeit einer rationalen Motivation dieses Anschlags von vornherein ausgeschlossen, gleichzeitig aber dieses Urteil selbst als außerhalb einer emotionalen Wertung liegend deklariert. Damit bereitet sich schon eine Position vor, die in ihren Grundzügen der inneren Widersprüchlichkeit der Politik des „Kriegs gegen den Terror“ korrespondiert. Auf der einen Seite wird die Handlung als Terror moralisch gewertet und damit als rational nicht mehr nachvollziehbar eingeordnet, auf der anderen Seite wird die Reaktion dagegen als Krieg deklariert, also als eine strategische Maßnahme gegen eine ihrerseits strategische, d.h. immanent durch rationale Planung gekennzeichnete kriegerische Handlung eines Feindes.

Daß die Analyse übersprungen oder gar angesichts der irrationalen Ungeheuerlichkeit der Handlung für undurchführbar gehalten wird, ist auch in den folgenden Textpartien zu erkennen. Er habe die Motivation zu verstehen versucht, habe die Perspektive der Täter zu übernehmen versucht, habe eine ethnozentristische Perspektive zu vermeiden versucht und auch die simple Schematisierung „wir gegen sie“ nicht übernommen, aber all das habe zu keinem Ergebnis geführt. Menschen die so etwas täten, um eine Botschaft zu überreichen oder Rache zu nehmen, seien nicht mehr nachvollziehbar. Der Interviewee präsentiert sich also als einen rationalen, aufgeklärten Menschen, der nicht affektiv, sondern kühl und auch nicht aus einer vereinsseitigen Perspektive urteilt, also als jemanden, der rational, nach universell geltenden Kriterien und ideologisch ungetrübt urteilen kann. Unter diesen Voraussetzungen kann hinter dem Anschlag ein rational nachvollziehbares Motiv nicht erkannt werden. Zugleich verweist die Verwendung des Adjektivs „ethnozentristisch“ darauf, daß er mit der möglichen Interpretation des Verhältnisses der USA zu Ländern

⁶ Interview mit M., S. 4, Zeilen 156-165.

mit islamischer Religion als das eines kulturellen Schismas oder eines Kulturkonflikts vertraut ist, und weiß, daß man sich politisch korrekt von solchen Urteilsschemata fernzuhalten hat.

Daß M. in Reaktion auf die Frage des Interviewers überhaupt einräumt, er habe die Anschläge aus einer anderen Perspektive zu verstehen versucht, unterstreicht sein Bestreben, sich abgewogene Urteile zu bilden. Dennoch bleibt an dieser Stelle des Interviews M.s Ungeduld auffällig, die Angreifer zu verurteilen. Letztendlich läuft M.s Argument, daß er sich nicht vorstellen könne, was die Täter zu den Anschlägen veranlaßt hat, darauf hinaus, daß die Angreifer jenseits des bloßen Zerstörungswunsches keine weiteren Motivationsantrieb besaßen – und dementsprechend eigentlich nicht mehr zur Kategorie „Mensch“ zu zählen sind. Denn wer um des Zerstörens willen und ohne jede dahinterliegende Legitimation zerstört, der teilt nicht mehr die grundlegenden Prämissen des menschlichen Zusammenlebens über alle Grenzen und Religionen hinweg, sondern hat sich aus der menschlichen Gemeinschaft verabschiedet. Es ist diese Implikation, die an der vorliegenden Textpassage heraussticht, weil sie einerseits mit der Selbstpräsentation eines die politische Korrektheit von intellektuell anerkannten Urteilen beherrschenden Interviewee verknüpft ist und andererseits in Äußerungen dargeboten wird, bevor irgendein ernsthafter Versuch der Rekonstruktion möglicher Motive der sogenannten Terroristen unternommen wurde.

Es ist durchaus zu erkennen, daß M. eine Deutung der Motivation der Täter hat, auch wenn er diese hier nicht zu entfalten bereit ist, denn er spricht von „some sort of message or revenge or whatever the purpose was“. Mit „revenge“, also der Vergeltung von Schaden, die der Gemeinschaft der Täter zugeführt worden ist, greift er ein Motiv heraus, welches die Terroristengruppe Al Quaida benannt hat, unter Betonung dessen, daß ihnen andere Mittel der Gegenwehr nicht zur Verfügung stehen. Ihm wäre es also durchaus möglich, den Versuch zu unternehmen, auf die Frage des Interviewers weiter einzugehen. Warum ist er dazu nicht bereit und warum versperrt er sich? Oben wurde die Krisenorientierung M.s deutlich und es liegt die Vermutung nahe, daß bereits eine Rekonstruktion der Tätermotive (also eine bewußte Trennung zwischen Analyse und Bewertung) als Schwäche ausgelegt werden könnte. Sein Umzug nach Manhattan war ihm ein Akt des persönlichen Widerstands. Offensichtlich hat sich eine Feindschaft konstituiert, denn unter dieser Bedingung zählen nicht die Motive des Gegners, sondern dessen Überwindung. Nimmt man die Ausführungen M.s ernst, so ergibt sich als Feind nicht eine spezifische Terroristengruppe, sondern die Kultur, aus der die Terroristen hervorgegangen sind. Paradoxerweise geht die Rechnung Al Quaidas insofern vollständig auf.

Die weitere Argumentation zur politischen Reaktion auf den Anschlag wird zunächst unterbrochen, weil der Interviewer noch eine Nachfrage zur Reaktion des Vaters stellt, ob er, da er viele Freunde beim Anschlag verloren habe, inzwischen zur Normalität habe zurückkehren können. Das verneint der Interviewee mit Zögern. Es sei für ihn ein schwerer Schock gewesen, eine Erfahrung, die sich tief eingegraben habe und die man nie wieder aus dem Gedächtnis löschen könne. Zuvor war vom Interviewee geschildert worden, daß die Reaktion des Vaters vor allem in einer großen Trauer bestanden habe. Er selbst dagegen sei eigentlich hauptsächlich wütend und voller Groll auf die Attentäter.

I: How ahm I mean how would you describe that anger?

M: . . I think it's just a general anger because there's really not anyone to be angry at I mean you can be angry at Osama bin Laden you can be angry at Al Quaida [Signalton einer eingehenden E-Mail im Hintergrund] you know. but . it's still those I mean it doesn't change the fact that these people are gone and I know that the anger is sort of kind of a wasted anger but it I do want those people brought to justice I do want you know . I want I wanna f I want every American to feel safe again

and I'm angry that some people don't feel safe that my girl-friend doesn't feel safe in New York [I: mhm] so that's I think it's motivated by that but you know . they kind a took that away from us⁷

M. versucht seinen Groll zu charakterisieren und hebt hervor, daß dieser kein konkretes Ziel habe, sich also auch nicht direkt auf Osama bin Laden oder Al Quaida als Täter zu beziehen vermag. Wie erklärt sich diese Ziellosigkeit? Es ist eine Fortsetzung der bereits explizierten Perspektive, daß nämlich angesichts des Ausmaßes der Zerstörung die Täter zweitrangig werden – daß diesen Tätern also ein unangemessenes Maß an Aufmerksamkeit gewidmet wäre, wenn sich der eigene Zorn auf sie richten würde. Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Das Gedenken der Opfer ist eigentlich selbstverständlich. Indem M. dieses Gedenken und seine Trauer unterstreicht, betont er auch seine eigene Verpflichtung gegenüber der Community der New Yorker, der die Opfer angehören. Diese Zugehörigkeit hat für ihn eine besondere Bedeutung und es sind zwei Wurzeln, aus der sich diese Bedeutung speist: Zum einen aus seinen persönlichen Ambitionen in New York und zum anderen aus dem Gefühl der Unsicherheit im Anschluß an die Anschläge.

Auf wen verweist M., wenn er von „those“ und „these people“ spricht. Im Anschluß an die adversative Konjunktion „but“ setzt er zunächst an, etwas über „those“ zu sagen: „but . it's still those“. Der Satz aber bricht ab und M. spricht dann über die Opfer: „I mean it doesn't change the fact that these people are gone and I know that the anger is sort of kind of a wasted anger“. Muß man dem entnehmen, daß bereits das erste Personalpronomen „those“ sich auf die Opfer bezog? Gegen diese Annahme spricht, daß M. zu „these“ wechselt, obwohl dafür kein Motiv zu erkennen wäre. Vielmehr hat er schon die Täter vor Augen, auf die er auch zwei Zeilen später mit „those“ verweist. Wenn M. wünscht, daß die Täter bestraft werden („brought to justice“), weshalb bezeichnet er seinen Ärger als „verschwendet“? Es bleibt ein Überschuß an Ohnmachtsgefühlen, der sich erhalten wird, selbst wenn die Täter ergriffen werden. Selbst in diesem Fall sind die Opfer nicht wirklich gesühnt und das, was die Täter zerstört haben, läßt sich nicht wiederherstellen. Worin besteht das, was unwiederbringlich verloren ist? Es ist das Sicherheitsgefühl, welches M. für alle Amerikaner wiederhergestellt wissen will, das Wissen um die Unantastbarkeit seines Landes: „I want I wanna f I want every American to feel safe again and I'm angry that some people don't feel safe that my girl-friend doesn't feel safe in New York“. Wenn seine Freundin sich in New York nicht sicher fühlt, so wird seine Entscheidung, nach Manhattan zu ziehen, für Spannung gesorgt haben. M. nimmt diese Auseinandersetzung aber in Kauf und orientiert sich am herausforderungsorientierten Modell des New Yorker Lebens. Das Gefühl des Ärgers bringt er an dieser Stelle explizit mit dem Gefühl der Unsicherheit in einen Zusammenhang. Abschließend ist es genau dieser Punkt, den M. benennt: Es ist das Gefühl der Sicherheit, welches den Amerikanern genommen wurde.

... if we get them people's confidence will be back but I don't think after an event like that you know you'll always remember it so even if you got them and you think that you wipe out terrorism it doesn't change the fact that it did happen and it could happen again...⁸

Mehrere Monate nach dem Anschlag und zu einem Zeitpunkt, als er sich von der unmittelbar auf die Anschläge folgende Krise erholt hat, ist für M. die durch die Angreifer offengelegte Verwundbarkeit der USA die wichtigste Veränderung, die aus den Anschlägen resultierte. Implizit wird damit deutlich, daß möglicherweise selbst Pearl Harbor im amerikanischen Conscience collective ein solches Verunsicherungsgefühl langfristig nicht hinterlassen können. Dabei ist der Verlust des Gefühls der Unantastbarkeit als solches

⁷ Interview mit M., S. 4, Zeilen 179-187.

⁸ Interview mit M., S. 4, Zeilen 189-192.

und der Verlust eines Weltbildes entscheidend, gemäß dem die USA vor Angriffen außerkontinentaler Mächte geschützt waren.

M. schließt seine Ausführungen hier mit folgender Bemerkung ab:

and they don't have a right to do that

M. spricht den Attentätern das Recht ab, Amerikanern dieses Sicherheitsgefühl zu nehmen. Schon an der vorangehenden Textstelle hatte er davon gesprochen, die Täter zur Verantwortung zu ziehen („I do want those people brought to justice“). Indem M. nun zurückweist, daß die Attentäter rechtmäßig gehandelt haben, unterstellt er, daß sie rechtmäßig gehandelt haben *könnten*. Im Kontext eines Krieges würde man nicht sagen, daß der Feind nicht das Recht hat, anzugreifen. Er gehört einem anderen Herrschaftsverband an und dementsprechend gilt dort ein anderes Recht. Kriegsführung als solche unterliegt nur für eingeschränkte Aspekte einem Recht in Form internationaler Vereinbarungen und Konventionen, aber die Entscheidung über Krieg und Frieden ist nicht vollständig durch internationales Recht gebunden. M. nivelliert den Unterschied zwischen der eigenen politischen Gemeinschaft und derjenigen der Attentäter, denn er unterstellt, daß auch die Attentäter einer – von ihm als universell gedachten – Rechtsgemeinschaft angehören. Insofern verurteilt M. also trotz seines hohen Bildungsstandes die Anschläge in einer fundamentalistischen Logik einseitig auf der Basis eines „universalistischen“ Rechts.

M. versucht trotz dieses Makels der ein für alle Male verloren gegangenen absoluten Sicherheit seinen Optimismus, seinen optimistischen Trotz des in die Zukunft blickenden New Yorkers aufrecht zu erhalten, im Gegensatz zu seiner Freundin, die weiterhin Angst hat. Er verpflichtet sich zur Haltung, daß man sich nicht unterkriegen lassen darf. Aber gerade dazu gehört es wie selbstverständlich, der Täter unter allen Umständen habhaft zu werden.

Nachdem der Interviewee seine Grundhaltung, man dürfe sich nicht entmutigen lassen, noch einmal sehr ausführlich zum Ausdruck gebracht hat, lenkt ihn der Interviewer auf die Frage der politischen Reaktionen zurück. Er sei angenehm überrascht davon gewesen, wie gut doch alle Offiziellen der amerikanischen Administration unmittelbar nach dem Anschlag auf dem Posten gewesen seien. Dann gibt er seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß doch die meisten Länder die USA in ihrer Wendung gegen den Terrorismus unterstützt hätten („...politically around the world we everything was done properly I just hope that people follow through with it I think it was very easy for everyone to get very energized and and you know join in with our ideal that we need to wipe out terrorism not just for the the protection of the U.S. citizens but for the whole world in general...“).⁹ Dazu wird kurz als Indikator für die natürliche Logik der internationalen Unterstützung der USA die Internationalität der Opfer in den Twin-Towers angeführt. Auch damit wird das Attentat und die politische Reaktion darauf in den „business-life-style“ der krisenfesten, internationalistisch-metropolitanen New Yorker integriert.

Hierin ist ein generelles Deutungsmuster amerikanischer Politik und der US-amerikanischen Position in der Erhaltung einer ethischen Weltordnung inbegriffen: Die USA können sich nicht einfach aus den Welt dingen herausziehen („we don't have a choice we can't just all of a sudden become isolationist and close everything down“¹⁰), sie sind verpflichtet, ihr Ideal von Freiheit, Toleranz und Demokratie überall auf der Welt zu verteidigen und zu befördern, das gilt erst recht, nachdem am Ende des Kalten Krieges die USA als einzige Supermacht übrig geblieben sind. Dies sind alles Gedankengänge, die der Interviewee fast wörtlich so vorträgt.

⁹ Interview mit M., S. 5, Zeilen 230-234.

¹⁰ Interview mit M., S. 5, Zeilen 247-248.

Natürlich gebe es immer Leute, die die USA als übermächtigen Riesen kritisierten und für alles Übel verschwörungstheoretisch verantwortlich machten. Und die Terroristen hätten durchaus wirksam zentrale Symbole der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Allmacht der USA getroffen. In dieser Allmacht sieht der Interviewee auch durchaus ein Problem, aber letztlich akzeptiert er diese hegemoniale Konstellation. Daß viele Leute sich über den Druck beklagten, den die amerikanische Übermacht auf ihre Länder und Kulturen ausübten, will er gut verstehen können. Dennoch hält er das alles unter dem Strich nicht für ein wirklich gravierendes Problem, denn schließlich sei niemand gezwungen, diesen „American way of life“, die Kultur der „Coca-Cola-Welt“ wirklich zu übernehmen. In einer Demokratie, wie sie die Amerikaner überall eingerichtet und gesichert sehen möchten, sei niemand zu irgend etwas zu zwingen, erst recht nicht zum „American Way of Life“. ¹¹ Und schließlich sei ein bißchen Druck der USA auf die anderen Länder in Richtung der Demokratie und des „American Way of Life“ nicht nur gut für die Amerikaner, sondern auch für die andern. Ökonomisch würde es den anderen dabei auf die Dauer auch besser gehen.

Bis zu dieser Stelle kristallisiert sich immer deutlicher eine Haltung heraus, in der der Interviewee für sich genommen zwar eine aufgeklärte, autonom urteilende Position einnimmt und beansprucht, aber doch – durch den New York-Bonus noch verstärkt – letztlich seine – sich offen tolerant gebende – Sicht der Dinge für die selbstverständlich maßgebende hält, und für die USA zwar eine nicht unproblematische Übermächtigkeit über andere Länder und Kulturen anerkennt, aber darin letztlich doch ein für die Weltgesellschaft unter dem Strich kleineres Übel als unter allen anderen Umständen erkennt.

4. Abschließender Ausblick

Als Probebohrung bedarf die hier vorgelegte Interviewanalyse wie erwähnt der Ergänzung durch weitere, möglichst kontrastiv arrangierte Interviews. Auf der Basis einer solchen weitergefaßten Untersuchung wäre es dann in einem zweiten Schritt interessant, die Deutungen amerikanischer Politiker, Journalisten, unabhängiger Intellektueller und Künstler zu analysieren. ¹² Hierfür stünde eine Vergleichsfolie bereit und die Art und Weise, wie Themen aufgegriffen oder ausgespart, eine Analyse vorgenommen oder verweigert wird, würde einen Blick auf das spezifische krisendiagnostische Potential von Protagonisten der amerikanischen Öffentlichkeit eröffnen.

Zu den sehr wichtigen Büchern gehört in einem solchen Zusammenhang beispielsweise Philip Roths *The Plot Against America*, welches 2004 erschien. ¹³ Roth muß natürlich zurückweisen, daß sein Roman als politischer Kommentar subsumiert und abqualifiziert wird. ¹⁴ Der Titel seines Buches stellt aber offensichtlich einen Zusammenhang zur politischen Entwicklung her. Im Kontext einer nationalen Krise einen Roman zu schreiben, in dem die für das amerikanische Selbstbild im 20. Jahrhundert wichtigste nationale Erfahrung – die des Zweiten Weltkrieges – ins Zentrum gerückt und der ambitionierten Entscheidung für den

¹¹ Interview mit M., S. 6, Zeilen 265-280.

¹² Für den Fall der Journalisten, Hinweise etwa bei Michael Massing, „Now They Tell Us“, *New York Review of Books*, 26. Februar 2004. Auf diesen Artikel reagierten Journalisten der New York Times und der Washington Post, um sich gegen die Vorwürfe Massings zu verteidigen (Hefte vom 25. März 2004 und 8. April 2004). Siehe auch Massings „The Press: The Enemy Within“, *New York Review of Books*, 15. Dezember 2005, und „Unfit to Print“, 24. Juni 2004. Wichtig wäre freilich weniger das Nachzeichnen einer Debatte über das Verhalten amerikanischer Journalisten, als vielmehr die detaillierte Analyse ausgewählter, möglichst heterogener Presseberichte zur politischen Debatte über den Irak-Einsatz oder über die neue National Security Strategy.

¹³ Philip Roth, *The Plot Against America*, Boston und New York 2004.

¹⁴ Philip Roth, „The Story Behind ‚The Plot Against America‘“, *New York Times Book Review*, 19. September 2004, S. 9 ff.

Kriegseintritt die Möglichkeit einer isolationistischen Politik entgegengehalten wird, legt eine solche Verbindung zusätzlich nahe, und Roth selbst hat sie antizipiert. Auf den ersten Blick ergibt sich ja ein interessanter und ironischer Kontrast: In der Krisensituation von 1940 entscheidet sich der politische Souverän in Roths Roman mit der Wahl Charles Lindberghs zum Präsidenten konfliktsscheu für eine konziliante Politik gegenüber Nazideutschland. Diese Abkehr von einer realitätsorientierten Bewährung geht einher mit der Inszenierung nationaler Stärke durch den Piloten Lindbergh, der mit Blick auf die Medien keine Gelegenheit ausläßt, auch als Präsident sein Flugzeug selbst zu steuern. In einer vergleichbaren Reaktion im Anschluß an die Anschläge vom 11. September 2001 verfolgt die Regierung Bush spätestens mit der Entscheidung für den Irak-Krieg ganz offensichtlich eine Politik, die den Problemen des Landes ausweicht und anstatt dessen unter dem Vorwand der Verbreitung der Demokratie militärische Entschiedenheit in Szene setzt.¹⁵ Roth entwirft in seinem Roman eine historische Konstellation, innerhalb derer er suggestiv darzustellen vermag, daß eine nationale Politik, die Stärke nur vorschützt, nicht ohne Folgen für das amerikanische Leben bleiben wird, denn die Eindringlichkeit seines Romans besteht darin, den Zerfall der Ambitionen und seiner gesellschaftlichen Vertreter auf allen Ebenen vor Augen zu bringen. Die Geschichte berichtet ein neunjähriger Junge (ein „Philip Roth“), dessen Familie – allen voran sein Vater als Vertreter gesellschaftlicher Normen – im Kontext dieser – eben nur scheinbar äußerlichen – politischen Entwicklungen kollabiert.

Auf der Grundlage einer weitergefaßten Untersuchung wäre die herauspräparierte Haltung auch mit augenfälligen historischen Phänomenen in einen Zusammenhang zu stellen und abzugleichen. Schon jetzt läßt sich anhand des Interviews mit M. etwa eine Verbindung zu einer Untersuchung über die Motivation von amerikanischen Freiwilligen im Ersten Weltkrieg zwischen 1914 und 1917 (in der Phase der amerikanischen Neutralität), also einem historisch vermeintlich fernliegenden Phänomen, herstellen.¹⁶ Aus der Sicht, die durch das für jene Untersuchung verwendete Quellenmaterial sich aufdrängte, ließ sich 1917 aufgrund des Kriegseintritts der USA als das Schlüsseljahr der Bildung der amerikanischen Nation bestimmen: Bis dahin waren nach der als solcher wahrgenommenen Beendigung der „Frontier-Phase“ und der erfolgreichen Vermeidung der sozialen Frage durch die im „Frontier-Geist“ symbolisch legitimierten reichen und wirtschaftlich mächtigen Oberschichten, die zugleich das Personal der politischen Administration stellten, die USA ein Einwanderer-Land ohne nationalstaatlich integrierende symbolische Mitte – ein Land, dem zwar die Toleranz faktisch durch mangelnde Bindung auferlegt war, dem aber die gemeinsame Wertbindung noch fehlte. Deshalb war es für die Oberschichtabkömmlinge der Ostküste so wichtig gewesen, sich trotz der Neutralität ihres Landes und gegen die daraus resultierende Staatsräson als Kriegsfreiwillige in Europa je individuell zu bewähren. Denn das eigene Land hatte, so erschien es diesen Eliten nun rückblickend, extreme „Bewährungschancen“ zuhauf gekannt, solange die Besiedlung mit der Auseinandersetzung mit den Indianern noch andauerte und der blutige Sezessionskrieg die Illusion einer Orientierung an Gerechtigkeit erzeugen und nähren konnte. Das aber war vorbei, als die USA unter dem Banner der Verteidigung von Freiheit, Toleranz und Humanität in den Ersten Weltkrieg eingriffen und sich nun vor der Weltöffentlichkeit und vor ihrer eigenen, ethnisch äußerst heterogenen Bevölkerung zu legitimieren hatten. Glaubwürdig war dies nur unter Berufung auf starke universalistische Werte wie eben Freiheit, Demokratie, Toleranz und Gerechtigkeit möglich, wenn man nicht die durchaus beteiligten ökonomischen Interessen auf die Gefahr hin blank legen wollte, im eigenen Land beträchtliche und sozial gefährliche Legitimationsdefizite heraufzubeschwören. Aber daraus ergab sich – wie dann bald der klägliche Rückzug des Wilsonschen 14-Punkte-Programms bei den Friedensverhandlungen von Versailles an-

¹⁵ Ähnliche Argumente bei Emmanuel Todd, *Weltmacht USA: Ein Nachruf*, München und Zürich 2003.

kündigte – ein bis heute andauernder Struktur-Inhalt-Konflikt, dessen Spannung sich zwischen den Polen des Isolationismus und der die militärische Realisierung nicht scheuenden Dauerintervention austrägt.¹⁷ Die inhaltliche Seite in diesem Konflikt wird repräsentiert durch den ständigen Bezug auf jene universalistischen Werte, für die die USA gewissermaßen als Siegelbewahrer stehen und in deren Namen sie Politik zugleich als Pädagogik betreiben. Auf der strukturellen Seite ergibt sich daraus aber (ungewollt widersprüchlich) die Konstellationen einer imperialistischen, wenn nicht bisweilen sogar einer hegemonialen Interventionspolitik, die den Souveränitätsverlust der Nationalstaaten, der im Namen internationaler Bündnisse und Konventionen abgefordert werden muß, sogleich für sich usurpiert. In dieser Konstellation dürfen diejenigen, die als Protagonisten der Politik agieren müssen, sich subjektiv in ihrem hegemonialen Interventionsbegehren durch den Bezug auf die Werte von Toleranz, Freiheit und Gerechtigkeit missionarisch legitimiert fühlen und gleichzeitig gegenüber der strukturellen Seite von Vorherrschaft und Imperialismus blind sein. Diese Seite ist zwar bewußt und subjektiv überzeugt an jenen zentralen Werten orientiert, aber selbstgerecht unfähig, ganz andere Kulturen und historische Traditionen in ihrer Eigenlogik und ihrer Genese sowie in ihrem inneren Zusammenhang zu verstehen, geschweige denn anzuerkennen.

Wie stark dabei möglicherweise eine kollektive Verdrängungsabwehr gegenüber dem der eigenen Geschichte zentral und massiv sowie noch ganz warm in der kollektiven Erinnerung präsent zugrundeliegenden brutalen Vernichtungskrieg gegen die Ureinwohner des eigenen Landes im Spiel ist und zu einer ständigen Reaktionsbildung der moralisch überhöhten Intervention als Weltordnungsmacht führt, muß hier spekulativ stehen bleiben. Jedenfalls wäre das, was in der Habitusformation des Interviewees, in dem von ihm bemühten Deutungsmuster im Interview nachgewiesen werden konnte ein Kandidat für eine Deutung der Motive, die die Mehrheit der US-amerikanischen Bevölkerung dazu gebracht haben, einen Präsidenten wiederzuwählen, der einen so folgenreichen Krieg so außerordentlich leichtfertig mit einer so fadenscheinigen Begründung vom Zaun gebrochen hat.¹⁸

¹⁶ Axel Jansen, *Individuelle Bewährung im Krieg. Amerikaner in Europa, 1914-1917*, Frankfurt 2003.

¹⁷ Auf den jüngeren amerikanischen Unilateralismus ist immer wieder hingewiesen worden, so u.a. durch William Pfaff in „Angriff auf die Diplomatie“, in: *NZZ Folio*, September 2003, [http://www-x.nzz.ch/folio/archiv/2003/09/articles/pfaff.html](http://www.x.nzz.ch/folio/archiv/2003/09/articles/pfaff.html); Sir Michael Howard, „Smoke on the Horizon“, *Financial Times*, 7./8. September 2002, S. I, III; Reinhard Müller, „Außerhalb des Rechts“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Samstag, 28. Dezember 2002, S. 8. Von besonderer Bedeutung ist die im September 2002 vom amerikanischen Präsidenten George W. Bush übernommene National Security Strategy (NSS). Dort heißt es: „These values of freedom are right and true for every person, in every society—and the duty of protecting these values against their enemies is the common calling of freedom-loving people across the globe and across the ages. ... the United States will use this moment of opportunity to extend the benefits of freedom across the globe.“ Und: „While the United States will constantly strive to enlist the support of the international community, we will not hesitate to act alone, if necessary, to exercise our right of selfdefense [sic] by acting preemptively against such terrorists, to prevent them from doing harm against our people and our country; and denying further sponsorship, support, and sanctuary to terrorists by convincing or compelling states to accept their sovereign responsibilities. ...“ Siehe <http://www.whitehouse.gov/nsc/nssall.html> [7.12.2005]. Siehe hierzu auch Hinweise von Clyde Prestowitz in: *Rogue Nation. American Unilateralism and the Failure of Good Intentions*, New York 2003, S. 22 ff. und S. 273 f.

¹⁸ Dies als Alternative zu zahlreichen Erklärungsversuchen wie jüngst etwa Stephen Kalberg, „The Role of Moral Values in the American Presidential Election“, *American Sociological Association, Newsletter, Sociology of Religion Section*, Herbst 2005, S. 2 ff.